

Vor wenigen Wochen ging Kathrin Schülls größter Wunsch in Erfüllung: Sie lernte ihre leibliche Mutter Gail kennen







„Ich habe sie mein Leben lang vermisst“

Kurz nach ihrer Geburt wurde Kathrin Schüll, 29, zur Adoption freigegeben. Hier erzählt sie, wie sie ihre Mutter nach langer Suche wiederfand – auf Facebook

Fotos: Gaby Gerster. Protokoll: Elisabeth Hussendörfer

Als Kind zog ich oft die Schublade des Nachtkästchens auf, holte das Album raus, klappte es auf und sah ihr Bild. Stiefel trug sie, adrette Bluse. Schulterlanges Haar, schönes Gesicht. Und dieses Lachen, offen, herzlich, genau wie bei mir. Sagte der Spiegel, vor dem ich oft mit dem Foto stand. „Lieber Gott, lass mich meine Mama finden“, dachte ich. Meine Adoptiveltern hatten erzählt, dass ich mit zehn Wochen zu ihnen gekommen war. Ich wusste: Es war eine geschlossene Adoption, keinerlei Kontakt, nie. Trotzdem, warum auch immer, wusste ich den Namen meiner Mutter. Ihren Geburtsort, Chicago. Und dass sie seinerzeit in Grafenwöhr bei der US-Armee war – ebenso wie mein Vater.

US-Serien hab ich geliebt. Ich dachte mich in die schmucken Häuser mit ihren akkurat gemähten Vorgärten rein. Sah meine Mutter dort Wäsche aufhängen, hopste glücklich um sie herum. Daheim, in Deutschland, fehlte es mir an nichts. Ich war ein behütetes Kind. Aber manchmal wünschte ich mir eine Mama, die bei allem etwas überschwänglicher ist. Eine Mama wie die vom Foto. Meine Mama.

Nirgends eine Spur

„Such sie!“, sagte eine Freundin. Dabei wusste sie doch, was ich schon alles probiert hatte. Beim Diakonischen Werk nachgefragt, das für die Adoption zuständig gewesen war. In der Kaserne. Nirgends eine Spur. Sogar in amerikanischen Online-Telefonbüchern hab ich geschaut. Gale Lynn Watts … viele Treffer … aussichtslos!

„Such halt mal richtig“, meinte die Freundin, sie hatte begriffen, welche Brisanz das Thema mittlerweile hatte. Ich war inzwischen selbst Mutter geworden. Auch das eine komplizierte Geschichte. Denn eigentlich waren Stefan und ich gar nicht richtig zusammen gewesen, und überhaupt, ich war ja erst 17, als ich den Schwangerschaftstest in Händen hielt. Wie gestern sehe ich uns in der Beratungsstelle sitzen. Ein Gegenüber, das Möglichkeiten eröffnete. Bei einer of-



„Dieses herzliche Lachen – wie oft habe ich gebetet, es einmal im Leben in echt sehen zu dürfen“

fenen Adoption könnte jederzeit in Kontakt getreten werden. Eine halboffene Adoption ermögliche zumindest einer Seite diesen Schritt. Die geschlossene hingegen sei „der totale Cut“. Es lief mir kalt den Rücken runter. Ich selbst war per Kaiserschnitt entbunden worden, auch das wusste ich. Man hat mich weggebracht, bevor meine Mutter aus der Narkose erwachte. Plötzlich war klar: So würde ich das nicht wollen. Und in diese Klarheit drängten sich alte Fragen mit neuer Wucht. Der totale Cut. Wie konnte eine Frau so was nur tun?

Es tat gut, neben dem Schmerz über mögliche Antworten den eigenen Weg zu fühlen. Dominic ist heute zwölf, meine Tochter Fabienne sechs. Stefan und ich haben geheiratet, gute Jobs gefunden, ein Haus gebaut, besser könnte unser Leben nicht sein. Aber die Freundin hatte recht, tief drinnen tobte ein Widerspruch: Die eigenen Kinder lieben und selbst abgegeben worden sein, wie geht das? „Versuch’s bei Facebook“, sagte die Freundin. Ich fand das lächerlich. Teenie-Quatsch. Tat es dann aber doch. Gale Lynn Watts. Bei einer glaubte ich, Ähnlichkeiten zu entdecken. Die Augen? Ich schrieb sie an. Bekam aber keine Antwort. Immer wieder durchstöberte ich ihr Profil – und auch ihre Kontakte. Einer, was für ein Zufall, war eine Frau mit dem Vornamen „Gail“. Gail? Konnte man das auch so schreiben? Neue Suchanfrage. Gail Lynn Watts. Gleich beim ersten Treffer bekam ich Herzrasen. Das Lachen, das Grübchen am Kinn … „Bist du in Chicago geboren?“, tippte ich. „Warst du 1983 in Deutschland, Grafenwöhr?“ Schließlich: „Ob du wohl weißt, wer ich bin?“

Ähnlichkeiten ausloten

Es ist schwer zu beschreiben, was man fühlt, wenn man dann am anderen Morgen das Postfach öffnet und liest: „Oh mein Gott – und ob ich das weiß! Dass du mich gefunden hast! Nach all der Zeit! …“ In den folgenden anderthalb Jahren mailten wir uns täglich. Alltägliches und Persönliches, über Filme, Bücher, Lieblingsautoren. Und: Deutschland, Amerika, was ist gleich, was anders? „Sauerbraten und Knödel, mochtest du das auch so?“ Banalitäten im Grunde, aber vom Gefühl her kommunizierten wir groß. Bedeutungsschwer. Nah. Die wichtigsten Fragen allerdings habe ich nicht gestellt – per Mail fand ich es unpassend. Die Frage nach dem Cut eben. Oder nach dem Mann auf dem unbeschrifteten Foto, das sie mir eines Tages mit vielen anderen schickte: ein Mann in Uniform, dunkelhäutig, offensichtlich mein Vater. Ich traute mich nicht, sie darauf anzusprechen. Nahm mir vor zu warten – auf den richtigen Moment.

Sie kam im Sommer. Wieder und wieder spielte ich durch, wie sie mich sehen würde. Wie ihre Ankunft wäre. Ich habe das Gästezimmer gestrichen, schöne Handtücher gekauft. Die Kinder hängten ein selbst gemaltes „Welcome Grandma“-Schild an die Tür.

Kleine Enttäuschungen

Vielleicht war es in Anbetracht all dieser Mühen so merkwürdig, unser Aufeinandertreffen am Flughafen. Kaugummi kauend kam sie durch die Glastür. Rucksack auf dem Rücken, Sonnenbrille im Haar. Nicht die adrette Mama vom Foto war das. Sondern eine Fremde. Die es nun zu umarmen galt. Die dabei weinte, genau wie mein Mann, meine Eltern, meine Schwiegereltern. Nur ich weinte nicht. Hatte ich sie mir so vorgestellt? War ich begeistert? Enttäuscht? Plötzlich

„Die Frau, die durch die Tür kam, war nicht die adrette Mama vom Foto. Sondern eine Fremde“

spielt man alles runter. Die Gene und neun gemeinsame Bauchmonate – mehr war da doch nicht. „Gail“, so nannte ich sie. Anders die Kinder. Die der „Grandma“ voller Enthusiasmus ihre Zimmer zeigten. Statt sie einfach kennenzulernen, hatte ich damit zu tun, Zerrbilder zu korrigieren. Wir gingen zur Bank, wechselten ihr Geld, 20 Euro bekam sie, mehr hatte sie nicht dabei. Schon am zweiten Tag stand sie ohne einen Cent da, aber nicht das hat mich empört. Sondern die Selbstverständlichkeit, mit der sie von uns nahm – und wie sie sich gab. Sie schlurfte beim Gehen. Lümmelte auf der Couch. „Bei uns fangen alle gemeinsam an“, sagte ich bei Tisch. Als wäre nicht sie die Mutter. Sondern ich.

„Ich bin stolz auf dich“ – das war ihre Art des Umgangs mit der Situation. Sie schwärmte. Von den Kindern, unserem Lifestyle. Stolz? Was gab ihr den Grund dafür? Dachte ich. Und dann dachte ich weiter, überlegte, wo ich stünde, wäre ich bei ihr geblieben. Und plötzlich ist da Dankbarkeit dem Schicksal gegenüber. „Ich musste tun, was richtig war“, nur einmal machte sie eine Andeutung. Fand aber gleich wieder zur Beliebigkeit zurück. Hattest du Hobbys als Kind? Interessen? Als sollte man ihr nicht nachsagen können, wir hätten nicht über damals gesprochen. Aber wie viel wollte ich mittlerweile überhaupt noch wissen?

„Das ist meine Mutter“, stellte ich sie Freunden vor. Und erschrak: War das wirklich wahr? Und ausgerechnet dieses Erstaunen ließ mich sie mit anderen Augen sehen. Von außen betrachtet, war sie ja schon irgendwie cool, „meine Mutter“. Warm und wohlig wurde mir dabei. Wie auch das eine Mal, an diesem See. Wir hatten ein Tretboot gemietet. Sie und ich an den Pedalen, mein Mann im Wasser. „Überfall!“, rief er plötzlich, griff nach dem Boot. Ich weiß noch, wie wir uns angesehen und kreischend die Flucht ergriffen haben. Das Mutter-Tochter-Team. Wie haben gelacht und gestrampelt, und es tat gut, nur mit ihr zu sein. Im Spiel.

Offene Fragen

Gegen Ende ihres dreiwöchigen Besuchs haben meine Eltern uns eingeladen. Wir saßen im Wohnzimmer, blätterten in Alben. Angespannt war ich, weil ich eine Konkurrenzsituation fürchtete. Doch in den Erzählungen meiner Eltern schwang etwas sehr Rührendes mit: Schau, deiner Tochter ging es gut bei uns. „Deiner“. Nicht „unserer“. Wie Versöhnung fühlte sich das an. Und dann, tatsächlich, stand meine Mutter auf. Sagte „Thank you“. Und wir weinten, alle, auch ich dieses Mal.

Im Moment des Abschieds aber, nachdem sie eingecheckt hatte, war mein Inneres wieder wie taub. Und ich weiß noch, wie ich mich wunderte, weil die Kinder neben mir Rotz und Wasser heulten.

Eine Woche ist sie jetzt weg. „Tut mir leid, dass ich so zurückhaltend war“, habe ich geschrieben. „Aber du musst auch verstehen: Wir kannten uns ja gar nicht. Ich brauche Zeit.“ Sie antwortete, dass wir doch bald kommen sollten. Aber ob das eine gute Idee ist? Sie lebt in einem Trailer, mit zwei großen Hunden. Es wird wohl darauf hinauslaufen, dass wir sie wieder nach Deutschland einladen, irgendwann. Es wird dann einiges klarer sein zwischen uns, da bin ich sicher, und vielleicht stelle ich ja doch noch die Fragen. Aber ob dadurch ein Mutter-Tochter-Verhältnis entsteht? Ich weiß nicht. Ich weiß nur: Es gibt Menschen, die sind einem wichtig. Und Gail gehört auf jeden Fall dazu.